

Urban

Kohlhammer
Taschenbücher



Klaus Deinet

Louis-Philippe

Der Letzte der Bourbonen

Urban **Kohlhammer**
Taschenbücher

Urban-Taschenbücher

Eine Übersicht aller lieferbaren und im Buchhandel angekündigten Bände der Reihe finden Sie unter:



<https://shop.kohlhammer.de/urban>

Der Autor



PD Dr. Klaus Deinet war wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Duisburg-Essen. Er ist Autor verschiedener Bücher zur deutsch-französischen Geschichte, u. a. von Biografien zu Napoleon III. und Napoleon Bonaparte in dieser Reihe.

Klaus Deinet

Louis-Philippe

Der Letzte der Bourbonen

Verlag W. Kohlhammer

Für Paul Münch.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Es konnten nicht alle Rechtsinhaber von Abbildungen ermittelt werden. Sollte dem Verlag gegenüber der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar nachträglich gezahlt.

Dieses Werk enthält Hinweise/Links zu externen Websites Dritter, auf deren Inhalt der Verlag keinen Einfluss hat und die der Haftung der jeweiligen Seitenanbieter oder -betreiber unterliegen. Zum Zeitpunkt der Verlinkung wurden die externen Websites auf mögliche Rechtsverstöße überprüft und dabei keine Rechtsverletzung festgestellt. Ohne konkrete Hinweise auf eine solche Rechtsverletzung ist eine permanente inhaltliche Kontrolle der verlinkten Seiten nicht zumutbar. Sollten jedoch Rechtsverletzungen bekannt werden, werden die betroffenen externen Links soweit möglich unverzüglich entfernt.

Umschlagabbildung: Louis-Philippe I. in Generalsuniform, Gemälde von Franz Xaver Winterhalter (1839).

1. Auflage 2023

Alle Rechte vorbehalten

© W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Print:

ISBN 978-3-17-042080-9

E-Book-Formate:

pdf: ISBN 978-3-17-042081-6

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9
------------------	---

Erster Teil:

Ein Leben zwischen den Revolutionen	13
--	-----------

1 Der Prinz (1773–1793)

1.1 Das Haus Orléans	15
1.2 Frühe Prägungen: Madame de Genlis	19
1.3 Zaungast der Revolution	26
1.4 Der jakobinische Patriot	33
1.5 Eine militärische Karriere	35
1.6 Valmy und Jemappes	38
1.7 Die Flucht	41

2 Der Emigrant wider Willen (1793–1800)

2.1 In der Schweiz	44
2.2 Nordlandfahrt	52
2.3 In den Vereinigten Staaten von Amerika	56
2.4 Von den USA über Kuba nach Großbritannien	64

3 Thronkandidat im Wartestand (1800–1815)

3.1 Im Solde Ihrer Britischen Majestät	69
3.2 Prinzgemahl in Palermo	75
3.3 Der doppelte Umbruch	82

4	Der ewige Kronprätendent (1815–1830)	
4.1	Politischer Dissens und biologische Konkurrenz	88
4.2	Der Besitz des Hauses Orléans	92
4.3	Louis-Philippe und Karl X.	97
Zweiter Teil:		
	Louis-Philippe – der Julikönig	101
5	Der schwierige Beginn des Julikönigtums (1830–1832)	
5.1	Die Julirevolution von 1830	104
5.2	Ein Frontwechsel mit Übergängen	112
5.3	Die Grundlegung des Julikönigtums	118
5.4	In den Nachwehen der Julirevolution	125
5.5	Frankreich und Europa	131
5.6	Das Ministerium Casimir Périer	137
5.7	1832: die zweite Gründung der Julimonarchie	151
6	Die Jahre der Konsolidierung (1832–1839)	
6.1	Eine dreifache Frontstellung	157
6.2	Der König und die königliche Familie	159
6.3	Das politische System	167
6.4	Die Regierungen der Jahre 1832 bis 1835: Konsolidierung und Dauerkrise	171
6.5	Das Fieschi-Attentat (28. Juli 1835)	176
6.6	Die Ära Molé (1836–1839)	181
6.7	Louis-Philippes Geschichtspolitik	186
7	Die Krise von 1840: Peripetie des Regimes	
7.1	Die Krise im Orient	192
7.2	Aus der Orientkrise wird die europäische Krise	200
7.3	Die europäische Krise verwandelt sich in eine innere Krise	206

8	Die Jahre des Niedergangs (1840–1847)	
8.1	Stillstand	215
8.2	Nachtrag: Algerien, die Befestigung von Paris und die Rückkehr des toten Napoleon	217
8.3	Winkelzüge der Außenpolitik	225
8.4	Versäumnisse der Innenpolitik	233
8.5	Der Tod des Thronfolgers (13. Juli 1842)	238
8.6	Porträt des Königs im achten Lebensjahrzehnt	245
9	Der Untergang der Julimonarchie (1848–1850)	
9.1	Wendestimmung	249
9.2	Die Februarrevolution von 1848	255
9.3	Im Exil	263
	Schlussbemerkung	267
	Anmerkungen	273
	Literatur und Quellen	287
	Nachweis der Abbildungen	290
	Personenregister	291

Einleitung

Am Vormittag des 24. Februar 1848 spielte sich in Paris eine denkwürdige Szene ab. Auf der Place du Carrousel, dem Platz, der wenige Jahre später dem Ausbau des Nordflügels des Königsschlusses weichen sollte, waren neben Regimentern der Linientruppe einige Abteilungen der Nationalgarde angetreten. Die Pariser Bürgerwehr, die in den Aufständen von 1830 den Truppen Karls X. erfolgreich Widerstand geleistet und 1832 und 1834 mit ihrer Loyalität wesentlich zum Sieg Louis-Philippes über aufständische Republikaner beigetragen hatte, verhielt sich beim Appell auffällig passiv. Dem 74-jährigen König scholl kein „*Vive le Roi*“ entgegen, nur einzelne „*Vive la Réforme*“-Rufe waren zu hören. Louis-Philippe wusste, dass er sich auf seine früheren Unterstützer nicht mehr verlassen konnte. In wenigen Stunden würden die Aufständischen, die schon große Teile der Stadt erobert hatten, die Tuilerien erreicht und den Weg zur Flucht verlegt haben. Entnervt und resigniert gab der König seinem alten Freund Gérard, den er soeben in einer seiner letzten Amtshandlungen zum Militärchef ernannt hatte, den Befehl, seine Familie unter dem Schutz der noch verlässlichen Truppen aus der Stadt zu führen. Die Alternative, die ihm Gérards Vorgänger Bugeaud in der Nacht zuvor unterbreitet hatte, nämlich Paris von regulären Truppen umzingeln zu lassen und von den Rändern her zurückzuerobern, hatte er verworfen. Es war derselbe Plan, der im Juniaufstand 1848 zur Anwendung kam und den im Mai des Jahres 1871 Adolphe Thiers gegen die Pariser Kommune ins Werk setzen ließ. Er führte in beiden Fällen zum Sieg des Militärs, bei entsetzlichen Opfern in der Zivilbevölkerung. Diesen Weg wollte Louis-Philippe nicht gehen; er verzichtete auf seine Krone und dankte zugunsten seines Enkels ab.

Im Untergang des Bürgerkönigtums spiegelt sich auf bezeichnende Weise die schillernde Rolle dieses letzten französischen Königs. Starrsinn und zunehmender Realitätsverlust paarten sich bei ihm mit Milde, Großherzigkeit und Friedensliebe. Dies ergab in Entscheidungssituationen wie dieser eine fatale Mischung und hat ihm im Nachhinein den Stempel des Verlierers aufgedrückt, den er bis heute trägt. Nicht ganz zu Recht; denn ähnlich wie bei

seinem Nachfolger Napoleon III. verdunkelte das ruhmlose Ende die Verdienste, die beide sich in ihren Bemühungen um Frankreich erworben hatten. Louis-Philippe, der letzte König der Franzosen, teilte mit dem letzten Kaiser das Verdammungsurteil, das die Meinung vieler ihrer Landsleute bis heute über sie fällt, und auch die spätere Geschichtsschreibung, die sich keineswegs immer in Übereinstimmung mit dem nachfolgenden republikanischen System befand, hat das Verdikt, das über seiner Person lag, nicht umkehren können. Es ist bezeichnend, dass beide, Napoleon III. und Louis-Philippe, fern der Hauptstadt ihre letzte Ruhestätte fanden und dort bis heute verblieben sind: Napoleon III. in Farnborough bei London, Louis-Philippe im Familiengrab der Orléans' in Dreux, 90 Kilometer westlich von Paris.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert hat es freilich nicht an Versuchen gefehlt, das Image des Bürgerkönigs aufzupolieren. War Louis-Philippe zu seinen Lebzeiten von linker Seite, allen voran von Louis Blanc in seiner „*Histoire de dix ans*“, heftig kritisiert worden, weil er die Julirevolution verraten hätte, so schlug das Pendel nach 1851 wieder zurück. Angesichts des kläglichen Scheiterns der Zweiten Republik und der neuerlichen Diktatur eines Bonaparte besannen sich manche Geschichtsschreiber auf die Qualitäten des letzten Bourbonen als Kompromissfinder und Garant einer bürgerlichen Ordnung in sozial aufgewühlten Zeiten.¹ Und als sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Dritte Republik dauerhaft in Frankreich zu beheimaten schien, fragten Konservative wie Thureau-Dangin² und Pierre de La Gorce³ ebenso wie der Altliberale Charles de Rémusat⁴, ob ein reformiertes Bürgerkönigtum nicht die bessere Alternative auf dem Weg Frankreichs in die Moderne gewesen wäre.

Das änderte sich erst wieder, als sich Frankreich zunehmend mit der Republik identifizierte, also nach der Dreyfus-Affäre und endgültig durch den Ersten Weltkrieg. In der offiziellen Historiographie setzte sich nun die recht einseitige Qualifizierung der Julimonarchie als „Herrschaft der Großbourgeoisie“ durch, eine Formel, wie sie der Sozialhistoriker Jean Lhomme, angelehnt an Karl Marx, noch 1960 in einen populären Buchtitel fasste.⁵ Diese Sehweise zog sich, mannigfach ausdifferenziert, durch die Darstellungen des 20. Jahrhunderts, von Sébastien Charléty über Louis Chevalier bis zu Jean Tulard.⁶ Ein Neuanstoß erfolgte erst durch die Erschütterung, die François Furet in den 1980er Jahren der traditionell jakobinisch-marxistisch ausgeprägten Geschichtsschreibung in Frankreich versetzte und damit auf dem

Feld der Historiographie der großen Politik-Wende von 1890 vorausgriff. In seinem Gefolge wandten sich Wegbegleiter Furets wie Pierre Rosanvallon⁷ wieder den liberalen Ansätzen der Epoche zu und betrachteten die Julimonarchie als Vorstufe und wichtiges Experiment auf dem Weg Frankreichs zur Durchsetzung der egalitären Ansätze der Revolution von 1789.

Die ausländische Rezeption ist dieser Sehweise im Großen und Ganzen gefolgt. Relativ hart ging 1877 Karl Hillebrand in seiner zweibändigen „Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp’s bis zum Falle Napoleon’s III.“ mit dem Bürgerkönig ins Gericht, dem er allenfalls die Rolle einer Übergangsfigur zubilligen wollte.⁸ Dass andererseits Heinrich Heine ein Anhänger des Bürgerkönigtums war, ja sogar eine Pension von Thiers bezog, war seinen linken Bewunderern lange ein Dorn im Auge oder wurde wie sein spätes Schwärmen für Louis Napoleon Bonaparte als Kavaliersdelikt behandelt.⁹ Angesichts der Widerstände, die sich in Deutschland lange Zeit einer angemessenen Würdigung der Person Heinrich Heines entgegenstellten, mochte dies verständlich erscheinen. Solche Berührungsgängste hatten die Angelsachsen nicht. Für die Briten war der anglophile Louis-Philippe sicher die sympathischere Figur als ein Napoleon I., aber auch ein Gambetta oder ein Clemenceau.¹⁰ Und die Amerikaner ließen sich gerne von einem Monarchen beeindrucken, der wie Louis-Philippe ein paar Jahre seines Lebens in den USA zugebracht hatte, im Gegensatz zu vielen europäischen Potentaten, die nie den Atlantik überquert haben.

Inzwischen ist auch in Frankreich eine Neubewertung Louis-Philippes und seiner 18-jährigen Herrschaft in Gang gekommen. Arnaud Teysnier schrieb Bücher über den letzten König der Franzosen und über seine Kinder¹¹, Anne Martin-Fugier nahm seine ganze große Familie in den Blick¹², und neuerdings lotet Grégoire Franconie in diversen Aufsätzen und einer Untersuchung mit dem programmatischen Titel „*Le lys et la cocarde*“ die – so wie er es sieht – vertane Chance aus, dauerhaft eine „nationale Dynastie“ in Frankreich zu begründen.¹³

Die wichtigste Biographie im eigentlichen Sinne legte ebenfalls ein Franzose vor, Guy Antonetti, von Hause aus Rechtshistoriker.¹⁴ In seinem 900 Seiten umfassenden Werk widmete er sich auf 500 Seiten der Lebensphase Louis-Philippes vor 1830: eine nur zu berechnete Aufteilung, wenn man bedenkt, dass der Bürgerkönig bei seinem ‚Dienstantritt‘ bereits 56 Jahre zählte. Ein solcher Mensch fängt nicht beim Nullpunkt an, wenn er durch die

Wendung der Dinge in die vorderste Reihe der politischen Entscheider gestellt wird. Er ist vielmehr geprägt durch mannigfache Erfahrungen, die er in seinem bisherigen Leben gesammelt hat. Dies umso mehr, wenn es sich um eine so turbulente Zeit handelt wie die, die von der Französischen Revolution über die Herrschaft Napoleons bis in die Restauration reicht. Am 13. Oktober 1773 geboren, hat er diese Zeitabschnitte nicht nur erlebt, sondern auch erlitten. Die Umbrüche und jähren Richtungswechsel der Politik haben heftig in sein Leben eingegriffen und seinem Charakter jene Mischung aus Leutseligkeit und Härte verliehen, die die Zeitgenossen ihm attestierten.

Es ist also unumgänglich, ein Buch über Louis-Philippe nicht, wie oft geschehen, mit der Julirevolution von 1830 beginnen zu lassen, sondern das gesamte Leben in den Blick zu nehmen. Das vorliegende Werk kann es, was die Breite der Quellen angeht, nicht mit Antonettis erschöpfender Spurensuche aufnehmen, es stützt sich vielmehr in weiten Strecken auf diese, zumal was die Zeit vor 1830 betrifft. Diese Einschränkung gilt in besonderer Weise für die Primärquellen, die bis auf wenige Ausnahmen nicht gedruckt vorliegen. Der gesamte Nachlass des Hauses Orléans befindet sich als Privatbesitz in der Treuhänderschaft der *Archives nationales* de France, darunter auch die Korrespondenz zwischen Louis-Philippe, seinen Ministern und seiner Familie. Unsere Darstellung schöpft aus Biographien, die mit diesem Material gearbeitet haben, dazu auf die reichhaltigen Zeugnisse von Zeitzeugen wie Heine und Börne sowie Memorialisten wie Guizot, Barrot und vor allem Charles de Rémusat.

Das vorliegende Buch ist seit langer Zeit die erste Biographie Louis-Philippes in deutscher Sprache und geht in Umfang wie Anspruch über seine Vorgänger hinaus. Von diesen erschien im Kohlhammer-Verlag als dritter Band der Folge „Die Bourbonen“ eine ca. 100 Seiten umfassende Studie aus der Feder von Klaus Malettke¹⁵, daneben gibt es den Beitrag von Michael Erbe in der von Peter Claus Hartmann herausgegebenen Sammlung von Porträts französischer Monarchen¹⁶. Erstere stützt sich ebenfalls auf die gründliche Vorarbeit Antonettis. Allein dies macht deutlich, wie dringend es geboten scheint, hier eine Lücke zu füllen und eine Gestalt zu beleuchten, die für das Verständnis Frankreichs im 19. Jahrhundert unentbehrlich ist.¹⁷ Die Beschäftigung mit dem Bürgerkönig ist auch deshalb erhellend, weil leicht übersehen wird, dass die Beziehungen Deutschlands und Frankreichs vor 1870 keineswegs die einer angeblich immerwährenden Erbfeindschaft waren.

Teil I

Ein Leben zwischen den Revolutionen (1773–1830)

Wenn man der Biographie Louis-Philippes durch seine frühen und mittleren Lebensjahre folgt, gewinnt man den Eindruck eines Parcours durch die französische Geschichte vom Ancien Régime bis zur Julirevolution, gespiegelt in der persönlichen Vita eines einzelnen Menschen. Wie die große Geschichte ist auch dieses Leben durch einschneidende Brüche gekennzeichnet, Zäsuren, die zumeist, aber nicht immer, mit der politischen Entwicklung zusammenfielen.

Grob gesehen lässt sich das Leben des späteren Bürgerkönigs vor der Wende von 1830 in vier Etappen einteilen: die Jugend bis zur Flucht aus Frankreich 1793, die Jahre der unsteten Wanderschaft bis 1800, die dauerhafte Einrichtung im Exil in London und in Palermo bis 1814, schließlich die Wartezeit als Prätendent der bourbonischen Nebenlinie während der ersten

und zweiten Restauration. In diesen vier Phasen verschob sich die Lebensperspektive Louis-Philippes mehrmals. Von der Rolle als vielversprechender Prinz, der sich Hoffnungen machen konnte, im Falle eines Ausfalls der Hauptlinie die Nachfolge auf dem französischen Königsthron anzutreten, wurde er im Exil zu einem Wanderer zwischen den Welten, der von königstreuen Emigranten wegen seiner eigenen Rolle bis 1793, vor allem aber wegen der seines Vaters ausgegrenzt wurde. Erst die 15 Jahre der Diktatur Bonapartes ließen ihn wieder näher an das alte Königshaus heranrücken. Schließlich verbrachte er die Zeit der Restauration, inzwischen über vierzig Jahre alt und fürsorgender Familienvater sowie Verwalter eines gewaltigen Grundbesitzes, in einem Wartestand, von dem er nicht wissen konnte, ob er jemals enden würde. Erst die Julirevolution von 1830 beförderte ihn dahin, worauf er sein ganzes Leben lang Anspruch erhoben hatte: auf den Thron Frankreichs.

Bereits die erste Phase dieses Lebens ist eine Geschichte für sich, an der sich ablesen lässt, wie die Ereignisse im Gefolge von 1789 in die privaten Lebensvorgänge eines jeden Franzosen eingriffen, ob es sich um einen einfachen Bürger oder um einen Prinzen von Geblüt handelte, der von dem Thron nur wenige Schritte entfernt stand. Es war ein Drama im Kleinen, mit Momenten lähmender Untätigkeit und einer familiären Katastrophe, die leicht den Lebensmut des jungen Mannes hätte brechen können. Wenn ihn sein stabiles psychisches Gehäuse davor bewahrte, so trug er doch lebenslang an einem Schuldkomplex, weil er sich für den Tod seines Vaters mitverantwortlich fühlte. Diesen Anfängen ist daher im Detail nachzugehen.

1 Der Prinz

1.1 Das Haus Orléans

Beginnen muss man mit seiner Herkunft. Dem Orléans-Stamm der Bourbonen anzugehören bedeutete bereits ein politisches Programm. Dabei bildete der auf den einzigen Bruder Ludwigs XIV. zurückgehende Zweig der Familie nicht einmal die vornehmste Nebenlinie des weitgliedrigen Geschlechts. Die Condé und die Conti waren noch älter, ihre männlichen Nachkommen, die sich bis zu dem Bruder Ludwigs XIII. zurückverfolgen ließen, führten den Titel eines „*prince du sang*“, also eines Sprosses „aus [königlichem] Blut“, dem nach salischem Recht die Thronnachfolge im Fall des Aussterbens der männlichen Hauptlinie zufiel.

Durch den Bruder Ludwigs XIV., Louis-Philippe, genannt „*Monsieur*“, rückten die Orléans' (so bezeichnet nach dem Titel eines „Herzogs von Orléans“, den ihm sein Bruder 1661 verlieh) näher an die Macht als die anderen Verwandten des „Sonnenkönigs“. Sein Sohn Philippe wurde nach dem Tod Ludwigs XIV. Regent für dessen noch unmündigen Enkel und bestimmte mit einer friedliebenden Politik für acht Jahre, von 1715 bis 1723, die Geschicke des von den Folgen des Spanischen Erbfolgekriegs gebeutelten Landes. Ludwig XIV. hatte 1692 seinen Neffen genötigt, eine Tochter aus seiner außerehelichen Verbindung mit der Marquise de Montespan zu heiraten, was die Orléans gegenüber der ‚reinblütigen‘ Hauptlinie, der als einziger direkter Erbe der spätere Ludwig XV. entsprang, in den Augen des europäischen Hochadels abwertete. Die standesbewusste Mutter Liselotte von der Pfalz soll ihren Sohn Philippe dafür öffentlich geohrfeigt haben; Ludwig XIV. dagegen versüßte dem Neffen das Opfer seiner unstandesgemäßen Heirat mit weiteren Apanagen und der Ernennung seines Sohnes zum „*premier prince du sang*“: ein Titel, der von da an im Hause Orléans verblieb.

Doch achteten auch die beiden Nachfolger des „Sonnenkönigs“, Ludwig XV. und Ludwig XVI., peinlich genau darauf, dass der Einfluss des Hauses

Orléans nicht zu stark wurde. So verbot Ludwig XV. den weiteren Nachfolgern des Hauses Heiraten mit ausländischen Prinzessinnen, die sie auf eine Ebene mit den regierenden Häusern Europas gehoben hätten. Der König durfte dies, denn ihm oblag traditionsgemäß die Zustimmung zu Ehen der „*princes du sang*“. Auch eine andere Demütigung schlug in der Beziehungsgeschichte der beiden Linien zu Buche: Nur der Bruder, der Sohn und der Enkel des „Sonnenkönigs“ durften sich mit dem Titel „Königliche Hoheit“ („*Altesse Royale*“) schmücken, der Großvater und die weiteren Nachkommen des Hauses Orléans mussten sich mit der Anrede „Erhabene Hoheit“ („*Altesse Serenissime*“) begnügen. Dies war mehr als eine protokollarische Nuance.



Abb. 1 (l.): Louis-Philippe Joseph II. Egalité, Herzog von Orléans (1747–1793) als Großmeister der Freimaurer (Gemälde von 1781, Musée Condé)

Abb. 2 (r.): Louise Marie Adelaïde de Bourbon (1757–1821)
(Gemälde von Louise-Élisabeth Vigée-Lebrun, Musée Versailles)

Marie-Antoinette, die Tochter Maria Theresias und Gattin Ludwigs XVI., sorgte 1774 für eine weitere Brückierung, als sie veranlasste, dass ihr Bruder, ein habsburgischer Erzherzog, bei seinem privaten Besuch in Frankreich nicht zu einer unaufgeforderten Visite bei Louis-Philippe Joseph, dem Vater des späteren Louis-Philippe, antrat, wie er es zuvor bei Karl von Artois, einem Bruder ihres Gatten, getan hatte. Dem vergeblich wartenden Orléans wurde damit einmal mehr demonstriert, dass er sich keine Hoffnung auf eine

eventuelle Thronnachfolge für sich und seine Erben machen durfte. Es war eine überflüssige Demütigung, denn der ungewöhnliche Kindersegen, der sich im älteren Stamm der Bourbonenlinie gegen Ende des 18. Jahrhunderts einstellte, ließ die Aussicht auf eine orléanistische Thronübernahme obsolet erscheinen. Außer Karl von Artois und Ludwig XVI. hinterließ der früh verstorbene Sohn Ludwigs XV. noch einen weiteren Erben, den Grafen von Provence und späteren Ludwig XVIII. Für diese verlorene Chance revanchierte sich der Herzog von Orléans auf seine Weise. Indem er Louise-Marie-Adélaïde, die reichste Erbin Frankreichs, heiratete, verschaffte er seinem Haus ein Vermögen, das an das der älteren Linie heranreichte, es womöglich sogar übertraf. Diese Ehe hatte Ludwig XV., wenn auch widerstrebend, genehmigt.

Die reiche Erbin, Großmutter des späteren Louis-Philippe mütterlicherseits, war die einzige Tochter des Herzogs von Penthièvre und entstammte ihrerseits Abkömmlingen aus der Verbindung Ludwigs XIV. und der Montespan, so dass Louis-Philippe später zu Recht behaupten konnte, er stamme in allen vier Erbteilen vom „Sonnenkönig“ ab. Wenn Louis-Philippe sich in späterer Zeit rühmte, die Gesichtszüge Ludwigs XIV. geerbt zu haben, so konnte er in genealogischer Beziehung damit durchaus Recht haben. Er tat aber alles, um dies auch optisch, durch Perücke und Koteletten, entsprechend zu bekräftigen.

Die Rivalität der beiden Bourbonenlinien hatte im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmend eine politische Färbung angenommen. Der Enkel des Dynastiegründers, Louis-Philippe d'Orléans, ließ das im Besitz der Familie befindliche Palais Royal, das ursprünglich die Residenz des Kardinals Richelieu gewesen war, zu einem Juwel des Rokoko und den Platz davor zur Flaniermeile der Hauptstadt ausbauen, wo es das urbane Gegengewicht zum fernen Versailles bildete. Während dort um den in dem weiträumigen Palast versammelten Hochadel weiterhin die vom „Sonnenkönig“ eingeführte Hofetikette herrschte, pulsierte unter den frei zugänglichen Arkaden der Seitenflügel des Palais Royal, die der Fürst nach dem Brand von 1781 dem ursprünglichen Anwesen hinzugefügt hatte, das intellektuelle Leben der Hauptstadt, mischten sich Bürgertum und liberaler Adel. Louis-Philippe Joseph unterhielt hier demonstrativ seinen eigenen Hof, der mit deutlich weniger Etikette auskam als der in Versailles, wo dafür aber illustre Gäste aus dem Ausland, darunter Benjamin Franklin und Voltaire, ein- und ausgingen.

Dies hob ihn in den Rang eines Reservekönigs, zumindest in den Augen der zweiten, radikaleren Generation der Aufklärer; und der Umworbene tat wenig, um diesen Eindruck zu verwischen, vermied allerdings jede offene Unbotmäßigkeit gegenüber dem regierenden Familienoberhaupt.

Trotzdem wuchs die Missgunst auf beiden Seiten der rivalisierenden Linien. Schon 1774 hatte Ludwig XVI. auf Druck seiner Gemahlin den Großvater Louis-Philippes genötigt, ihm Schloss und Park Saint-Cloud für sechs Millionen Livre zu verkaufen. Der alte Fürst bekam dafür das königliche Plazet für eine morganatische Ehe mit seiner Maitresse und verbrachte seinen Lebensabend auf deren Gut in der Nähe von Melun, während die Verbindung offiziell totgeschwiegen wurde. Wohl auch als Kompensation für den Verlust ließ sich sein Sohn den Ausbau des Palais Royal die Summe von sieben Millionen Livre kosten, die er bei französischen und englischen Bankiers aufnahm und die er durch zu erwartende Mieteinnahmen auszugleichen hoffte: ein riskantes, durch die Revolution jäh unterbrochenes Manöver. Damit nicht genug, gab auch sein Schwiegervater, der Herzog von Penthièvre, im Jahr 1787 seinen Stammsitz Rambouillet für 13 Millionen an die Krone ab, angeblich, weil Ludwig XVI. hier besser als in Versailles seiner Jagdleidenschaft nachgehen konnte. Der alte Fürst, der sehr an dem Stammschloss hing, ließ die Gebeine seiner Eltern, seiner früh verstorbenen Gemahlin und seiner sechs toten Kinder in die Kapelle der Kollegialkirche von Dreux bringen, die in der Folge zur Grablege der Orléans' wurde. Dies alles war Teil der Familiengeschichte des Hauses; das Wissen begleitete Louis-Philippe sein gesamtes Leben.

Der Familienzist der beiden Linien gehörte somit zum Erbgut der Monarchie und sollte sich in Louis-Philippe Joseph und seinem Sohn zu einer gefährlichen und für beide Seiten verhängnisvollen Rivalität auswachsen. Er strahlte von hier bis ins späte 19. Jahrhundert hinein und war einer der Gründe, warum die dauerhafte Wiederverankerung einer regierenden Monarchie in Frankreich scheiterte, obwohl dafür nach 1815 die Voraussetzungen gegeben waren. Die Dauerrivalität der beiden Linien mündete in die Unvereinbarkeit von Orléanismus und Legitimus und verewigte sich nach 1900 in den Titeln der beiden späteren Thronprätendenten, der „Herzöge von Paris“ und der „Herzöge von Chambord“.

1.2 Frühe Prägungen: Madame de Genlis

Die frühen Jahre Louis-Philippes waren meilenweit entfernt von der Kindheit nicht nur eines bürgerlichen Knaben wie Danton oder Robespierre, sondern auch von der eines Sohnes aus verarmtem Adel, wie es Napoleon war. Alle an seiner Erziehung Beteiligten waren sich bewusst, dass hier der mögliche Thronfolger heranwuchs. Dies galt umso mehr, als die Ehe Ludwigs XVI. mit Marie-Antoinette in den ersten Jahren kinderlos blieb. Erst eine Phimose-Operation, zu der ihn sein Schwager, der spätere Kaiser Joseph II., drängte, stellte die Zeugungsfähigkeit des Monarchen her. Als dem königlichen Paar 1781 der erste Sohn geboren wurde, rückte Louis-Philippe auf Platz zwei der Nachfolgeliste, den er dann auch 1789, nach dem frühen Tod des zweitgeborenen Königssohnes, behauptete.

Seine Erziehung war also eine Staatsaffäre, die mit Neugier, Anteilnahme, Kritik und der entsprechenden Publizität verfolgt wurde. Dabei spielte der Wunsch der Orléans' nach Abgrenzung von der konservativen Linie des Versailler Hofes eine wichtige Rolle, darf aber nicht zu dem später verbreiteten Klischee führen, der Prinz sei quasi in bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Der Hof der Orléans war dem in Versailles nachgebildet und verstand sich als sein progressives Gegenmodell. In zeremoniellem und personellem Aufwand stand er ihm nur wenig nach. Dazu gehörte, dass der junge Louis-Philippe wie sein Bruder unter den Augen der höchsten Würdenträger des Hauses Orléans zur Welt kam, um dem Verdacht der Kindesunterschiebung vorzubeugen. Auch wurde der Knabe von der Wiege an den Eltern entzogen und kam in die Obhut eines speziellen Erziehungsstabes, der mit Ammen, Pädagogen und Dienern 20 Personen umfasste.

Um die Besetzung und die pädagogische Ausrichtung dieses Gremiums, das unter dem Kürzel „L'Education“ („Die Erziehung“) firmierte und das auch den zwei Jahre später geborenen Bruder Louis Antoine Philippe einschloss, tobten jahrelange Kämpfe, deren Weiterungen sich bis in die Beurteilung der Biographen hinein fortgesetzt haben. An der Spitze der „Erziehung“ stand in den ersten Jahren von „Valois“ (so hieß Louis-Philippe in Abgrenzung von seinem Bruder, den man kurz „Montpensier“ nannte) der Chevalier de Bonnard, ein junger Adelige, der sich den Ruf eines Erziehers errungen hatte. Er führte ein relativ mildes Regiment, das von seiner Nachfolgerin Madame de Genlis als zu weich und ineffektiv verunglimpft wurde: ein Verdikt,

das von der Historie übernommen und erst von Guy Antonetti, der das persönliche Tagebuch Bonnards studierte, korrigiert wurde. Demnach pflegte Bonnard einen den ihm anvertrauten Kindern zugewandten Erziehungsstil, der auf Ehrlichkeit und Vertrauen zielte und die in Adelskreisen endemische Heuchelei vermied. Er verzichtete auf Strafen und zog eine abendliche Ansprache beim Zubettgehen vor. Die Kinder liebten ihn, den sie zärtlich „*Bon Ami*“ nannten, weil er bei Wahrung der Etikette die Prinzen nicht zu Marionetten eines Zeremoniells erzog, sondern ihnen Raum für Emotionalität und kindliche Spielfreude ließ.

Gleichwohl besaßen die Knaben von Anfang an ein ausgeprägtes Bewusstsein ihrer Besonderheit. Dies zeigte sich in einem Vorfall, den Bonnard in seinen Aufzeichnungen festhielt. Die Knaben wurden mit „*Monseigneur*“ angesprochen und duzten die Personen ihrer Umgebung, auch Bonnard, nicht, sondern nur ihre Eltern und Geschwister. Umso erstaunter war Bonnard, als er beobachtete, dass die beiden Brüder beim Spielen instinktiv den Prinzen von Enghien aus dem Hause Condé duzten. Dieser, wiewohl älter und stärker als die beiden Brüder Orléans, war wie sie ein „Prinz von Geblüt“, also ein Abkömmling aus königlichem Blut, aber ihnen in der Reihenfolge der Primogenitur nachgestellt, weshalb er ihnen bei Begrüßungen automatisch den Vortritt lassen musste. Dafür, dass diese ihre Sonderstellung sich in den Gemütern der Kinder ausprägte, sorgte auch der Großvater, der reiche Duc de Penthièvre, dessen ganzer Stolz die beiden Enkel waren und der es sich nicht nehmen ließ, beim Abschied ausdrücklich darauf zu verzichten, dass sie ihn zum Wagen begleiteten, weil eine solche Handlung in seinen Augen unter der Würde eines Prinzen von Geblüt war. Es muss beiden Prinzen also sehr früh klar gewesen sein, dass sie von allen Familienangehörigen dem Thron am nächsten standen und dass nur der Spross Ludwigs XVI. und Marie-Antoinettes sie von der möglichen Nachfolge im Königtum trennte.

Diese Grundkonstellation relativiert die später von Louis-Philippe selber gepflegte Vorstellung einer proto-bürgerlichen Erziehung. Der junge Prinz verlebte sein erstes Lebensjahrzehnt abwechselnd im Winter im Palais Royal und im Sommer in Saint-Cloud, wo ihm ein kleiner Garten zum eigenen Gebrauch eingerichtet wurde. Die progressive Linie des Hauses Orléans manifestierte sich, wenn überhaupt, darin, dass sich das Leben der kleinen Prin-

zen unter den Augen der Öffentlichkeit abspielte, anders als das der Königsfamilie im fernen Versailles mit seinen Rückzugsräumen des Grand und Petit Trianon.

Das Palais Royal war ein um einen rechtwinkligen Garten angelegtes Geviert im Zentrum von Paris, in dessen Seitenflügeln Geschäfte, Cafés, Restaurants und sogar Amüsierbetriebe untergebracht waren. Ein Teil des Gartens war abgetrennt, aber neugierigen Blicken zugänglich. Das Tête-a-tête mit der Menge muss den Prinzen von früh an vertraut gewesen sein; sie spielten unter den Augen der Schaulustigen, die ihre unbeholfenen Versuche, einen künstlichen Hügel in aufrechter Stellung zu erklimmen, begutachteten. Immerhin kam der junge Louis-Philippe auf diese Weise in Kontakt mit fremden Menschen und entwickelte sein angeborenes freundliches Wesen zu einer seinen Charakter prägenden Zugänglichkeit.

Dieses unbeschwerete Dasein unter der milden Erziehung Bonnards fand 1782 ein jähes Ende. Verantwortlich dafür war die Graue Eminenz der „Erziehung“, Madame de Genlis. Diese hatte schon bei der Berufung Bonnards dafür gesorgt, dass er nicht zum Haupterzieher, sondern nur zum „*sous-gouverneur de l'Education*“ ernannt wurde, während sie die Erziehung der beiden Zwillingsschwestern der Prinzen übernahm. Zu diesem Zweck hatte sie im feinen Stadtteil Saint-Germain, auf dem Gelände der Ursulinerinnen, eine Art Pensionat errichten lassen, das Philipp d'Orléans bezahlte. Dort, in dem Haus, das nach der hier verlaufenden Straße den Namen *Bellechasse* trug, sowie in den Sommermonaten auf dem eigens zu diesem Zweck erworbenen Schloss von Saint-Leu nördlich von Paris fanden „Valois“ und sein Bruder „Montpensier“ für das nächste Jahrzehnt ihren Lebensmittelpunkt, ihr eigentliches Zuhause.

Tatsächlich kann der Einfluss der Madame de Genlis auf den Charakter Louis-Philippes kaum überschätzt werden. Aus verarmtem Adel stammend und mit künstlerischen Talenten ausgestattet – sie machte die Harfe nach zweihundert Jahren wieder zu einem attraktiven Instrument für adelige Damen –, hatte Stéphanie-Félicité Du Crest zunächst Anschluss an die Entourage des Älteren der beiden Brüder Ludwigs XVI. gesucht, war dann aber, inzwischen mit einem Marquis de Genlis verheiratet, durch Vermittlung von Orléans' langjähriger Geliebter, Madame de Montosson, in den Bannkreis des Palais Royal geraten. Ob der Orléans der schönen Neuerwerbung gegenüber das vermeintliche Recht der „*première cuissage*“ (ein vom „*ius primae noctis*“

abgeleitetes Relikt aus feudaler Frühzeit) für sich geltend gemacht hat oder ob er sich als notorischer Frauenheld des Abhängigkeitsverhältnisses bediente, in dem die zur Erzieherin seiner Kinder Auserkorene zu ihm stand, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls entwickelte sich daraus eine 15-jährige Liaison, in der, wie Antonetti bemerkt, die Frau „in jeder Hinsicht die *maitresse* ihres Liebhabers“ war (im Doppelsinn von Geliebter und Beherrscherin). Obwohl solche Verbindungen damals in hocharistokratischen Kreisen nicht ungewöhnlich waren, war das Verhältnis der beiden doch etwas Besonderes. Als Freundin der Herzogin, die aber von den speziellen Qualitäten der Madame de Genlis lange Zeit nichts ahnte, hatte diese schon vor der Geburt des Knaben Einfluss auf dessen Erziehung zu nehmen gesucht, indem sie sich als Gouvernante des Säuglings ins Spiel brachte. Nachdem die Mutter Louis-Philippes diesen ersten Versuch der Einflussnahme noch hatte parieren können, schlug zehn Jahre später, als sich gewisse Lernschwierigkeiten und kindliche Unbedarftheiten des Knaben nicht verleugnen ließen, endgültig die Stunde der Madame de Genlis als oberster Erzieherin.



Abb. 3: Madame de Genlis 1790, Gemälde von Adelaïde Labille-Guiard

Über die Bedeutung, die ihr im Leben Louis-Philippes zukam, herrscht wenig Zweifel. Louis-Philippe selbst hat dies unterstrichen, indem er 1847 zu Victor Hugo sagte: „Sie hat aus mir einen wagemutigen und herzvollen Mann gemacht.“⁴¹ Wohl aber besteht Dissens über die Art ihrer Wirkung und die Einschätzung ihres Rangs als Intellektuelle. Gewiss war sie eine talentierte und vielfach bewanderte Lehrerin. Louis-Philippe verdankte ihr wie auch schon Bonnard seine soliden Grundkenntnisse in der Geographie, der Geschichte und der Mathematik, über die er zeitlebens verfügte. Aber die Prägung, die sie ihrem Zögling mitgab, ging weit darüber hinaus und betraf die Charakterbildung des Jungen. Dabei fällt es schwer zu glauben, dass eine Frau, die die Verstellung so sehr zu ihrem Lebensprinzip gemacht hatte, dem Prinzen typisch bürgerliche Tugenden wie Ehrlichkeit, Offenheit und Verlässlichkeit beigebracht oder gar vorgelebt haben soll, wie es eine wohlmeinende Legende wissen will. Was er von ihr lernte und für sein späteres Leben von ihr abschaute, war die Fähigkeit zu perfekter Selbstbeherrschung, über die er auch im Alter noch gebot. Denn bekanntlich lernen Schüler von ihren Lehrern außer dem Stoff, den diese ihnen vermitteln, ebenso viel aus den Verhaltensweisen, die sie ihnen vorleben; und sei es, dass sie sie ablehnen oder abändern.

Nur in scheinbarem Widerspruch zu ihrer der adeligen Libertinage verpflicheten Lebensweise standen die weltanschaulichen Werte, die Madame de Genlis ihrem Zögling als Erzieherin mitgab. In einer Atmosphäre der erotischen Freizügigkeit und der areligiösen Freigeisterei aufgewachsen, hatte sie mit zunehmendem Alter den Eros der Pädagogik für sich entdeckt und ihre Bestimmung darin gefunden, ihre Zöglinge nach ihrem Idealbild zu formen. Dabei huldigte sie durchaus traditionellen Vorstellungen und bemühte sich, Aufklärung und Religiosität miteinander zu versöhnen. In deutlicher Abgrenzung von Atheisten und Deisten, deren Lehren sie als Verirrung in die Rationalität ablehnte, bevorzugte sie die neuentdeckte Sentimentalität der Spätgeborenen des 18. Jahrhunderts und orientierte sich an deren Vaterfigur Jean-Jacques Rousseau. Wie er hing sie dem weitverbreiteten Glauben an die Erziehbarkeit des Menschen an. Sie verfasste nach dem Vorbild von Rousseaus „*Emile*“ einen Erziehungsroman, „*Adèle et Théodore*“, und betrachtete die Anfänge der Französischen Revolution mit Sympathie. Später begleitete sie Louis-Philippe in die Emigration, kehrte 1800 nach Frankreich

zurück, wurde von Napoleon zur Oberaufseherin der Grundschulen ernannt und starb 1830 hochbetagt in Paris.

Diese Dame errichtete also von 1782 an ihre aufgeklärte Erziehungsdiktatur über dem jungen Louis-Philippe und seinem Bruder Montpensier, später auch über dem nachgeborenen Bruder, dem Herzog von Beaujolais. Überzeugt davon, dass ihr Vorgänger Bonnard die Knaben verweichlicht und weiblicht habe, legte sie den beiden Jungen, der eine neun, der andere sieben Jahre alt, ein rigides Tagespensum auf, das um sechs Uhr morgens begann und um zehn Uhr abends endete. Die Zeit war ausgefüllt mit gemeinsamen Mahlzeiten, Lerneinheiten und körperlichen Ertüchtigungen. Freizeit gab es so gut wie gar nicht, jedenfalls nicht in dem Sinne, dass die Knaben darüber frei verfügen konnten. Vielmehr standen sie auch bei der Auswahl ihrer Spiele, bei den Gesprächen mit Gleichaltrigen und mit fremden Besuchern unter der beständigen Aufsicht der Erzieherin, die über ihr Auftreten wachte und ihnen darüber Bericht erstattete. Die pädagogischen Ansprachen beim Zubettgehen wurden durch einen schriftlichen Rapport ersetzt, der ihnen am anderen Morgen ausgehändigt wurde und in dem Madame de Genlis die Verstöße ihrer Zöglinge gegen die von ihr gewünschte Art des Auftretens auflistete und sie nicht selten mit harten Worten tadelte.

Man wundert sich, dass Louis-Philippe nicht als gebrochener Charakter, sondern als normaler Mensch aus dieser Zucht hervorging, als sie ihn 1791, mit 18 Jahren, ins Leben entließ. Dies mag daran gelegen haben, dass die Erziehungsmethoden der Frau von Genlis bei aller Stringenz, mit der sie auf den Zögling als ihr ‚Gesamtkunstwerk‘ zentriert waren, etwas durchaus Modernes hatten. Sie legte Wert darauf, dass der junge Prinz die Welt, die er zu beherrschen bestimmt war, aus eigener Anschauung kennenlernte. Sie fuhr mit ihrer kleinen Schar zu ausgewählten Sehenswürdigkeiten des Landes, lehrte sie handwerkliche Techniken und verlangte ihnen körperliche Hochleistungen ab. Dagegen verabscheute sie spezifisch adelige Disziplinen wie Fechten, Schießen, Reiten und Tanzen. Hier forderte sie von ihrem Zögling nur das absolut Notwendige und gab sich mit der Erklärung zufrieden, „Valois“ liebe das Tanzen nicht und eigne sich für Ausdauersportarten wie Lastentragen, Laufen und Klettern.

Aus der Praxis in *Bellechasse* und in *Saint-Leu* hat sich die hartnäckige Überlieferung gehalten, dass Louis-Philippe zusammen mit Gleichaltrigen aus bürgerlichen Kreisen die Schulbank gedrückt habe. Daran ist lediglich

wahr, dass die Erziehung durch eine Frau bereits eine sensationelle Abweichung von der Norm darstellte, wodurch der Herzog von Orléans seine progressive und pseudo-volksnahe Einstellung demonstrierte. Tatsächlich befand sich der junge Prinz häufig in der Gesellschaft von Mitschülern, zuvörderst der seiner Brüder und Schwestern; hinzu kamen noch einige Mädchen mit undurchsichtiger Abstammung, von denen böse Zungen behaupteten, dass sie uneheliche Kinder der Madame de Genlis aus ihrer Liaison mit Orléans waren, was aber wohl nicht stimmte. Die Erziehungsmethode erzeugte nach außen hin den Eindruck eines unkonventionellen, auf das Leben in der Gemeinschaft ausgerichteten Pensionats. In Wirklichkeit waren die Mitschüler, auch die Geschwister, Staffagen in einem ganz und gar auf Louis-Philippe als präsumptivem Thronnachfolger zugeschnittenen Arrangement, dessen Meisterin ihn, zur Vollendung gebracht, einst zu ihrem eigenen Ruhm als ihr pädagogisches Produkt der Nachwelt zu präsentieren gedachte.

Wie Louis-Philippe selber in späteren Jahren über die Erziehung durch Madame de Genlis dachte, lässt sich aus seinen Memoiren nur verschlüsselt herauslesen. Er konzidierte ihr, dass sie ihm „gute Prinzipien der Moral und des Gewissens“ mitgeben habe.² Aber was hieß das? Gewiss dürfte ihn die spartanische Lebensweise, die sich auch im Speise- und Lektüreplan der Schüler niederschlug, zu einem kräftigen, belastbaren, ja mutigen Mann herangebildet haben, wodurch er sich nachhaltig von Gleichaltrigen, etwa den Söhnen des Königspaares, unterschied. Ob aber das freundliche, zugängliche, unzeremonielle Wesen, das Louis-Philippe sein Leben lang auszeichnete, durch die Erziehungsmethoden der Madame de Genlis entwickelt wurde oder ihm nicht vielmehr im Charakter mitgegeben und durch die milden Worte Bonnards gekräftigt worden war, so dass es sich den rigiden Zumutungen der Genlis'schen Erziehung zum Trotz behaupten konnte, dürfte schwer zu klären sein. Auf jeden Fall rechnete sich der spätere Bürgerkönig viel auf seine solide Bildung an, die er der Schulung durch die Genlis und die ihr unterstellten Lehrer verdankte. Dass es ein eher enzyklopädisches Wissen war, dem die Tiefe und der Zusammenhang fehlten, übersah er dabei.

1.3 Zaungast der Revolution

In den letzten Ausbildungsjahren war das Leben Louis-Philippes schon deutlich durch die Vorgänge der Französischen Revolution geprägt. Diese stellte sich den Zeitgenossen anfangs ganz anders dar, als sie von späteren Generationen, die ihre Gesamtheit überblickten, gesehen wurde. Die Krise begann bereits 1786 als Auseinandersetzung zwischen dem König und den *Parlements*, hohen Gerichtshöfen, die der Krone gegenüber ihre Eigenständigkeit behaupteten. Dieser Konflikt gipfelte in der offenen Konfrontation zwischen den Kontrahenten im Jahr 1788 und mündete in dem als Kompromiss von Ludwig XVI. am 8. August 1788 verkündeten Zusammenruf der Generalstände für den Mai 1789. Was als Lösung einer drei Jahre währenden Krise gedacht war, wurde durch die vom Dritten Stand erzwungene Selbstumwandlung der Ständeversammlung in die Nationalversammlung innerhalb weniger Wochen zum Beginn einer neuen Zeit. Dass eine fundamentale Wende stattgefunden hatte, wurde vielen Beteiligten erst im Nachhinein bewusst; manche empfanden die Vorgänge des Sommers und Herbstes 1789 als Abschluss, nicht als Auftakt einer revolutionären Entwicklung.

Auch die Inhalte, um die es ging, veränderten sich im Verlauf der Krise seit 1786. Sie begann als drittes Kapitel in einem bereits ein Jahrhundert währenden Streit um die Hoheitsrechte des Königs, den bereits Ludwig XIV. und Ludwig XV. in einer erbitterten Auseinandersetzung mit den Gerichtshöfen ausgetragen hatten. Die eigentliche Ursache für die immer neuen Weiterungen dieses Streits lag in der Staatsverschuldung, die Frankreich seit der Zeit des großen Königs mit sich schleppte und die sich durch die verschiedenen Kriege, zuletzt durch die militärische Unterstützung für die Vereinigten Staaten von Amerika, nochmals verschlimmert hatte. Mit Steuererhöhungen war diesem Übel nicht mehr beizukommen. Einsichtige Männer, auch solche aus dem Adel, wussten, dass nur der radikale Abbau der Privilegien, die einen Großteil der Begüterten von der Steuer ausnahmen, dem Staat das nötige Geld zur Tilgung der Staatsschuld verschaffen konnte. Deren Tilgung einschließlich der Zinsen überstieg inzwischen die jährlichen Einnahmen, so dass dem Übel nur durch noch radikalere Maßnahmen wie die Aufhebung aller Steuerungleichheiten oder die Einziehung des Kirchenbesitzes nach dem Vorbild der protestantischen Länder beizukommen war.

Doch trauten sich selbst die Minister des Königs nicht, ihm zu solch einschneidenden Schritten zu raten; sie schwankten vielmehr zwischen der Einführung neuer, auf alle Stände anzuwendenden Sonderabgaben und der Aufnahme neuer Schulden in gigantischem Ausmaß.

Da beides nur durch Gegenzeichnung seitens des Pariser *Parlement* durchgesetzt werden konnte, entwickelte sich hieraus eine Schlacht mit verdeckten Fronten. Die hohen Juristen, selber geadelt und daher steuerfrei, traten unter der Devise eines heroischen Widerstands gegen den königlichen „Despotismus“ eine Kampagne zugunsten des Zurückdrängung der Prärogative der Krone los. Dabei schwebte ihnen eine Lösung wie in England vor, wo das *Parliament* im 17. Jahrhundert Sieger gegen die Stuartkönige geblieben war. Bezeichnend für die allgemeine Erhitzung der Gemüter war, dass die Volksmassen dieses Spiel nicht durchschauten, sondern sich zu Handlangern der Interessen der *Parlements* machen ließen. Überall im Lande kam es zu Demonstrationen, auch zu Übergriffen gegen königliche Amtsträger, so dass Ludwig XVI. sich gezwungen sah, die entsprechenden Edikte entweder durch königlichen Zwang in Form eines sogenannten *lit de justice* durchzusetzen oder, wenn auch diese Maßnahme nicht mehr half (denn das Mittel hatte sich unter seinen Vorgängern durch Wiederholung verbraucht!), das aufmüpfige Pariser *Parlement* in die Provinz zu verbannen.

Die Orléans' nahmen in dieser Auseinandersetzung naturgemäß die Partei der Königsgegner ein. In der Sitzung vom 19. November 1787 provozierte der Herzog von Orléans seinen Vetter mit dem Vorwurf, die Einführung der neuen Steuer sei „illegal“, zu der Replik: „Es ist legal, weil ich es so will.“ Mit dieser ungeschickten Formulierung hatte der König der Gegenseite einen Beweis seines angeblichen „Despotismus“ geliefert, und obwohl Ludwig formal Sieger blieb, das Edikt durchdrückte und den Orléans auf sein Schloss in die Provinz verbannte (er konnte das, denn die Reisen der Prinzen von Gebüt unterlagen der Zustimmung des Monarchen!), garte die Unruhe weiter, von zahlreichen Publikationen angeheizt, die in der Hauptstadt und auf dem Land rasche Verbreitung fanden. Das Palais Royal erwies sich unter diesen Umständen als wahre Brutstätte der Unruhe und der Name Orléans stand synonym für die Opposition innerhalb des Bourbonenstammes. Die anhaltende Spannung und seine geringe Problemlösungstoleranz brachten Ludwig XVI. schließlich zu seinem fatalen Entschluss, die Generalstände einzuberufen.

Diese Generalstände waren ebenso wenig eine repräsentative Vertretung der Bevölkerung wie die *Parlements*. Sie waren zuletzt im Jahre 1614 zusammengerufen worden, als Versammlung von Abgesandten der drei Stände, der Kirche, des Adels und des Dritten Standes. Da dieser Präzedenzfall lange zurücklag – denn die Könige hatten wohlweislich von dieser äußersten und umständlichen Maßnahme Abstand genommen –, bestand keine gesicherte Tradition mehr hinsichtlich ihres Aussehens und des Prozederes der Versammlung. Kaum war der königliche Beschluss verkündet und der Zusammentritt auf den 1. Mai 1789 angesetzt, so entzündete sich ein Streit darüber, wie die *Etats généraux* zusammengesetzt sein sollten. Standen dem Dritten Stand als dem Vertreter der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr als ein Drittel der Stimmen zu? Sollte über die Beschlüsse im Plenum oder innerhalb der einzelnen Stände abgestimmt werden? Und schließlich: Worüber sollte überhaupt verhandelt werden, über die Finanzkrise des Staates oder über die künftige Verfassung des Landes?

Die relativ lange Zeitspanne zwischen der Verkündung und dem Zusammentritt der Stände mit ihren diversen Vorwahlen (die Stände wählten ihre Vertreter jeweils getrennt in den verschiedenen Provinzen) verschärfte die Gärung in der öffentlichen Meinung, die sich in einer Flut von Anträgen, Bittbriefen und Beschwerdeschriften, den sogenannten *Cahiers de doléances*, niederschlug. Hinzu kamen Broschüren wie die des Abbé Sieyès mit dem Titel „Was ist der Dritte Stand?“ Eine eigens zur Klärung der strittigen Fragen einberufene Notabelnversammlung – es war bereits die zweite innerhalb von zwei Jahren – kam zu dem Ergebnis, dass man alles beim Alten belassen sollte. Der König gab dem öffentlichen Druck nach und verdoppelte immerhin die Zahl der Abgeordneten des Dritten Standes, vermied aber eine Festlegung über den Abstimmungsmodus, also darüber, ob nach „Ständen“ oder nach „Köpfen“ abgestimmt werden sollte. So war der Stand der Dinge zu Beginn des Mai 1789.

Zurück zu Louis-Philippe. Er erlebte schon die turbulenten Jahre der Revolution aus unmittelbarer Nähe mit. Am 26. Dezember 1786 hatte seine offizielle Einführung am königlichen Hof stattgefunden, ein wichtiger protokollarischer Schritt, der den Eintritt des 14-jährigen in das politische Leben markierte. Die Atmosphäre in Versailles war unterkühlt, König und Königin beschränkten sich auf das unumgänglich Notwendige, nur der Graf von

Provence (der spätere Ludwig XVIII.) und seine Gemahlin boten dem Verwandten, der sich in Begleitung seines Großvaters, des Herzogs von Penthièvre, befand, einen Stuhl an und unterhielten sich längere Zeit mit den beiden.

Noch am gleichen Tag hatte Ludwig XVI. sich seinerseits entschlossen, eine erste Notabelnversammlung einzuberufen, um die Finanzkrise Frankreichs zu beheben. In dieser handverlesenen Versammlung aus hohen Adligen, Klerikern und einigen ausgesuchten Vertretern des Dritten Standes hatte sich Louis-Philippe Vater dadurch ausgezeichnet, dass er bei aller verbalen Emphase, die er für die Abschaffung einiger überkommener Adelsrechte entfaltete, sich einer generellen Steuerreform verweigerte. Es war eine ambivalente Linie, die er in der Auseinandersetzung zwischen der Krone und den *Parlements* beibehalten sollte.

In das Jahr 1788 fiel eine längere Reise, die die Schülerschar der Madame de Genlis zum Mont-Saint-Michel führte. Die Klosterinsel diente damals als Gefängnis, wie später unter Louis-Philippe eigener Ägide. Ein rebellischer Parlamentsrat hatte dort auf Befehl des Königs nach der Sitzung vom 19. November 1787 für ein halbes Jahr eingesperrt. Der junge Prinz brach angesichts eines Käfigs, in dem angeblich renitente Gefangene eingesperrt wurden, in einen lauten Protest gegen die „Tyrannei des Despotismus“ aus. Wahrscheinlich stand hinter dieser vermeintlich spontanen Geste ein von Madame de Genlis inszenierter Auftritt im Dienst der Popularität des Hauses Orléans, was umso dringender geboten schien, als der Herzog selbst sich in dieser Zeit auf Druck des Hofes sehr zurückhaltend gab.

Erst die abermalige Sinnesänderung Ludwigs XVI., der angesichts der anhaltenden Malaise des Königreichs die Nerven verlor und sich zur Einberufung der Generalstände entschloss, brachte den Herzog von Orléans wieder in die vorderste Reihe der Protestbewegung. Er ließ sich von den Vertretern seiner verschiedenen Besitztümer für den Zweiten Stand nominieren und mischte sich bei dem Festumzug in Versailles am Eröffnungstag, dem 4. Mai 1789, sogar unter die Reihen des Dritten Standes, während der ihm eigentlich zustehende Ehrenplatz in der Kohorte der hohen Kronwürdenträger stellvertretend durch seinen Sohn eingenommen wurde. Es handelte sich bei diesem Vorgang um eine bewusste und vor aller Augen sichtbare Provokation des Hofes, auf die Ludwig XVI. mit dem unbeherrschten Ruf „Auf den